

LIEBE LESER*INNEN,



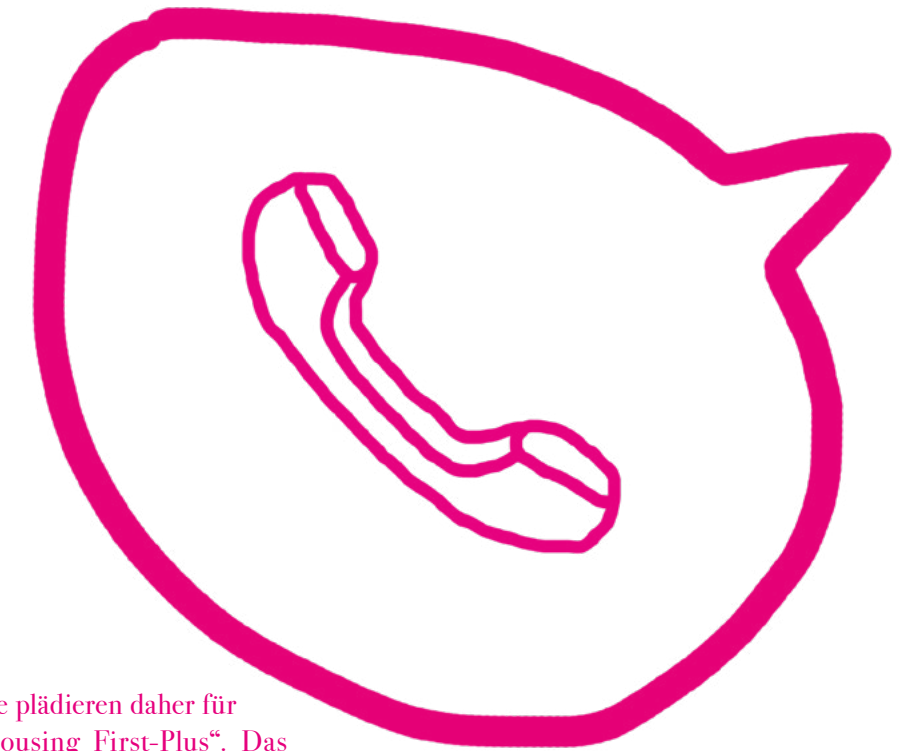
wie selbstverständlich manches ist, merken wir erst, wenn es uns fehlt. Und wir reden hier nicht einmal von so existentiellen Dingen wie Nahrung und Obdach. Sondern von der Möglichkeit zu kommunizieren. In diesem Heft geht es um Mitsprache, und zwar ganz wörtlich, im technischen Sinne. Anfang Oktober lief ein paar Stunden lang bei Facebook, Instagram und WhatsApp gar nichts. Für die meisten von uns war das vermutlich nichts weiter als ein Ärgernis, okay, kann man mal eine Weile nichts posten und auch keine Nachrichten verschicken. Dass es nicht gerade gut ist, wenn ein einziger Konzern so viel – technologische – Macht auf sich vereint, ist noch ein ganz anderes Thema. Aber stellen wir uns einmal vor, wir wären in dieser Welt der digitalen Medien völlig ohne Anschluss. Was würde es heißen, ohne Smartphone, ohne Zugang zum Internet zu sein?

Auch und besonders für Menschen ohne festen Wohnsitz ist die digitale Verbindung wichtig. Zu anderen, zu Ämtern, zu Hilfsangeboten. Doch wie und wo erhält man ein Smartphone, wenn man auf der Straße lebt? Wie kommt man an einen Vertrag? Wie schützt man sein Handy vor Diebstahl? Wo lädt man es auf? Solchen konkreten Fragen geht seit 2020 ein Forschungsprojekt an der Berliner Universität der Künste nach, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wird. Maren Hartmann, die Leiterin dieses Vorhabens, und ihr Mitarbeiter David Lowis ziehen in diesem Heft eine erste Bilanz. Feststeht für sie heute schon: Ohne Smartphone

geht es nicht. Sie plädieren daher für das Prinzip „Housing First-Plus“. Das heißt, obdach- und wohnungslose Menschen brauchen nicht nur vorrangig eine Wohnmöglichkeit, sondern gleichzeitig Zugang zu digitaler Kommunikation. Damit aus Ausschluss Anschluss wird.

Mit anderen und für andere zu sprechen, das ist auch das Anliegen der Bloggerin Janita-Marja Juvonen und der Podcasterin Farina Kirmse. Janita-Marja Juvonen nutzt ihren Blog, um über eine Zeit zu sprechen, die von Obdachlosigkeit und Drogensucht geprägt war. Sie will anderen Mut machen, zeigen, dass es Wege aus den schlimmsten Krisen gibt. Ihr Blog ist eine Stimme für all jene, die sich (noch) nicht trauen, ihren Erlebnissen Ausdruck zu verleihen. Und bei Farina Kirmse gibt es ordentlich was auf die Ohren. In ihrem Podcast geht es ebenfalls um Themen, die als Tabu gelten, über die viele nicht so gerne sprechen. Sie interviewt Menschen, die Krankheiten, Gewalt erfahren haben, bei ihr kann man hören, wie sie sich von ihren Traumata befreit haben. In diesem Heft sind die Rollen vertauscht – diesmal wird Farina Kirmse interviewt: Denn Nicky Stegemann will alles über diesen Podcast wissen. Manchmal verdienen die sogenannten Sozialen Medien ihren Namen nämlich wirklich. In diesem Sinne sollten wir sie viel mehr nutzen.

Euer analoges Soziales Medium,
die Redaktion des Karuna Kompass



„OHNE HANDY GEHT DOCH GAR NICHTS MEHR!“

STIMME DER STRASSE

SMARTPHONE, ÜBERDACHT

Gesellschaftliche Teilhabe ohne ein Smartphone wird immer schwerer. Doch was ist mit denen, die sich kein Smartphone leisten können? Oder keinen regelmäßigen Zugang zu Ladestationen haben? Danach fragt ein Forschungsprojekt an der Universität der Künste Berlin. Seit 2020 untersucht es, wie obdach- und wohnungslose Menschen die digitalen Medien nutzen. Maren Hartmann, Leiterin des Projekts, bringt uns auf den neuesten Stand.



Die Straße hat uns gezeigt, dass Forschung im Zusammenhang mit Obdachlosigkeit nicht wirklich planbar ist. Wenn dann noch eine Pandemie hinzukommt, entsteht eine unerwartete, zum Teil frustrierende, aber auch erkenntnisreiche Mischung. Denn wir haben unsere ursprüngliche Forschungsfrage – wie nutzen obdachlose Menschen (digitale) Medien? – deutlich erweitern müssen. Anfangs sind wir von der, zum Teil naiven, Annahme ausgegangen, dass auf Austeilung Nutzung folgen wird. Die Forschungsphase, die daran anschloss, hat uns allerdings gelehrt, dass es so einfach nicht geht. Es reicht nicht, nur Handys auszuteilen, so das bisherige Fazit. Daher haben wir unseren vorläufigen Erkenntnissen den Titel „Housing First-Plus“ übergestülpt. Was soll das heißen?

Housing First-Plus“

„Housing First“ folgt ja einem sehr einfachen Prinzip: Obdach- bzw. wohnungslosen Menschen wird zunächst eine längerfristige Wohnmöglichkeit angeboten. Erst dann können im Anschluss, sofern nötig, weitere

Fragen angegangen werden (medizinische Probleme, die Suche nach einem Arbeitsplatz, möglicherweise psychische Probleme und/oder Suchtfragen, etc.). Das ist insofern ein radikaler Bruch mit klassischen Hilfsangeboten, als dass jahrelang die Prämisse galt: Erst müssen diese Probleme gelöst sein, bevor jemand ein Angebot für ein langfristiges, eigenständiges Mietverhältnis bekommt. Doch die Forschungsergebnisse der letzten Jahre unterstreichen: „Housing First“ erweist sich bei vielen Menschen als sehr effektiv, denn erst wenn das zentrale Bedürfnis nach einem sicheren und gesicherten Rückzugsort gelöst ist, wird die Auseinandersetzung mit anderen Themenfeldern überhaupt möglich gemacht.

Aber obwohl der Vorrang, den die Bereitstellung einer Unterkunft haben sollte, mittlerweile auch der Politik klar ist, hörten wir von den wohnungs- und obdachlosen Menschen, mit denen wir arbeiten, eines immer wieder: „Ohne Handy geht doch gar nichts mehr!“ Wie passt dann die digitale Mediennutzung in das Bild von „Housing First“? Unser Vorschlag ist, dass an das „Housing First“ ein „Plus“ angehängt wird: das Plus steht für digitale Medien. Nicht nur sollte es mehr „Housing First“-Programme geben, sondern diese sollten an die Ausgabe von Smartphones (und entsprechende Unterstützung beim Umgang mit der Technik) gekoppelt sein.

Erreichbarkeit ist zentral

Denn bis dato zeigt unsere Forschung: Es braucht beides. Die Austeilung von Smartphones ohne eine solche Rahmung funktioniert nicht. Teilt man Smartphones an Menschen aus, die weiterhin auf der Straße leben, endet dies meistens im baldigen Verlust des Smartphones und damit der Erreichbarkeit. Diese aber gilt allgemein als zentral: für den Kontakt zu möglichen Arbeitgeber*innen, zu Verwandten oder Freunden und vielem anderen mehr (die Liste kann jede*r Leser*in um die Dinge ergänzen, die er*sie tagtäglich mit dem Handy macht). Ohne Wohnung aber wird dieser Handyverlust für viele der auf der Straße lebenden Menschen immer wieder auftreten. Es braucht also die Wohnung als Basis für eine mögliche längerfristige Konnektivität, also gesellschaftliche und technische Verbindung. Dazu reicht die Wohnung allein oft nicht, denn diese Einbindung in den Alltag geschieht heutzutage nun einmal über das Digitale.

Somit haben wir zunächst eins gelernt: geduldig zu sein und offen für Unerwartetes. Nicht nur die Pandemie war nicht vorgesehen, sondern auch andere Elemente unserer Forschung kamen erst im Laufe des Projekts dazu: darunter die Möglichkeit zur Zusammenarbeit mit Karuna e.G. bei der Austeilung von mittlerweile über 400 Handys, die vom Unternehmen

Rebuy gespendet wurden. Umgekehrt aber hat uns vor allem die massive Zahl an verlorenen Handys überrascht, die noch ausgewertet werden muss. Und auch kleinere Fragen tauchten auf: Was nutzt ein Handy ohne Hülle? Wo kann geladen werden?

Zuhören, zuschauen, mitmachen

Unterstrichen hat all dies noch einmal, dass in diesem Kontext nicht nur ein längerfristiges, sondern vor allem ein offenes Forschen unglaublich wichtig ist. Zu Beginn war es nötig, zuzuhören und zuzuschauen – und dann aber auch mitzumachen. In unserem Fall hieß dies zum Beispiel, bei der Kältehilfe mitzufahren, bei Karuna auszuhelfen oder auch gemeinsam mit der Charité eine Kommunikationskampagne zu Corona zu entwickeln. Und ein Blick auf andere Orte zeigt, dass manchmal gerade die kleinen Projekte eine große Wirkung haben: So gibt es in Los Angeles in den USA inzwischen eine mobile Ladestation (mit dem schönen Namen „Charge n’ Chill“), die in der Skid Row herumfährt und es ermöglicht, Handys zu laden. Das Ganze wurde in einem partizipativen Workshop entwickelt. In Berlin, am Boxhagener Platz, gibt es im Karuna Café Pavillon schon länger die Möglichkeit, sein Handy zu laden, und zwar so, dass man es dort auch eine Zeit lang ohne Aufsicht lassen kann.

Unser vorläufiges Fazit fällt somit sehr unterschiedlich aus: Einerseits ist da die Frage, ob Alltagslösungen im Kontext „digitaler Obdachlosigkeit“ nur in Zusammenarbeit mit Obdachlo-

sen sinnvoll entwickelt werden können – und auch müssen. Hier gibt es viel zu wenig (partizipative) Forschung. Andererseits, und hier bedarf es der Unterstützung durch die Politik, wäre langfristig ein „Housing First-Plus“-Programm empfehlenswert – gern mit begleitender Forschung.

Maren Hartmann ist Professorin für Kommunikations- und Mediensoziologie an der Universität der Künste (UdK) Berlin. Sie forscht seit einigen Jahren zu Fragen mobiler Medien und (Im)Mobilität, zunehmend aber auch zu Fragen sozialer Gerechtigkeit. Sie wünscht sich mehr Zeit für Spaziergänge in der Stadt und eine nachhaltigere Nutzung von mobilen Medien.

Das Projekt „Bewegte Öffentlichkeiten und Privatheiten am Rande: Obdachlosigkeit in Zeiten mobiler Medien“ bzw. „Marginal Publics / Privacy in Motion: Homelessness in Times of Mobile Media“ läuft über drei Jahre und wird von der DFG, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, finanziert.



UNSER VORLÄUFIGES FAZIT FÄLLT SOMIT SEHR UNTERSCHIEDLICH AUS: EINERSEITS IST DA DIE FRAGE, OB ALLTAGSLÖSUNGEN IM KONTEXT „DIGITALER OBdachLOSIGKEIT“ NUR IN ZUSAMMENARBEIT MIT OBdachLOSEN SINNVOLL ENTWICKELT WERDEN KÖNNEN – UND AUCH MÜSSEN.

MAREN HARTMANN